



Eheleute Kiesl, Kinder: „Meine Bürger wünschen, daß meine Frau ihnen zur diamantenen Hochzeit gratuliert“

Tradirallala in Vorderpfuideifi

SPIEGEL-Reporter Hermann Schreiber über den neuen Münchner OB Erich Kiesl und die Folgen

Er paßt nicht; das ist sein Problem. Im Rathaus von München wirkt er wie ein Misfit, mag er im übrigen auch so bayrisch sein wie Steckerlfisch. Daß er dies zumindest geahnt hat, hilft nun leider gar nichts mehr. Jetzt muß er der Stadt, dem Erdkreis und sich selber das Gegenteil beweisen. Und das macht alles nur noch schlimmer.

Jedenfalls hat es ihn auffällig gemacht. Er hat sich derart umgetan in der eben erst übernommenen Macht, als verdanke er sie nicht einer gewonnenen Wahl, sondern einem gelungenen Handstreich. Parole: Gsund samma! Oder wollen es schleunigst werden.

Das ging gleich in der ersten Stadtratssitzung los mit einer CSU-mehrheitlich beschlossenen Anhebung der Gehälter der Bürgermeister, auf dem Fuße gefolgt von einer saftigen Aufbesserung der Stadtratsdiäten. Dann kam die Kunde, daß im neugotischen Rathaus kräftig renoviert werde, vor allem auf der Direktionsetage, und zwar für gut eine Million, in welchem Betrag ein Fitneßraum und schallschluckende Fensterscheiben zur Abwehr der Bänkelsängerei in der Fußgängerzone am Marienplatz durchaus enthalten sind.

Ernstlich Ärger gemacht hat der neue Oberbürgermeister sich aber erst, als er per „dringliche Anordnung“, über die der Stadtrat nicht abstimmen darf, die Einstellung einer jungen Dame namens Veronika Baur verfügte, die zuvor dem bayrischen Innenministerium treu gedient hatte und die nun der Gattin des OB zeitweilig als „Repräsentationsreferentin“ zur Hand gehen sollte.

Das war zuviel. Die SPD im Stadtrat wollte nun wissen, ob der OB als nächstes einen Hermelin für sich selber oder Blattgold für sein Büro dringlich anordnen wolle. Der FDP-Fraktionschef Manfred Brunner verglich Frau Bours Bestallung sarkastisch mit einer Naturkatastrophe, denn einer solchen bleibt laut Bayerischer Gemeindeordnung die „dringliche Anordnung“ im wesentlichen vorbehalten. Und im Volksmund heißt die neue Repräsentationsreferentin nur „die Hofdame“.

Nett gemeint ist das nicht, im Gegenteil. Hoch hergehn lassen mögen es die Münchner manchmal schon, aber doch nicht so. Lebensart heißt hier ganz was anderes — zum Beispiel wenn der OB, wie weiland Hans-Jochen Vogel, wenigstens einmal und für die Photographen mit der Tram und einer abgewetzten Aktentasche ins Rathaus fährt. Gar so dick wird hier — außerhalb der Schickeria, und die wiederum nimmt den OB kaum zur Kenntnis — nämlich gar nicht aufgetragen. Wer hier angibt, hat's doppelt nötig.

Das hat er ja wohl auch, der Erich Kiesl aus Pfarrkirchen, Post daselbst. Oder anders gesagt: Er hat es schwer mit sich und seinem Rollenverständnis, mindestens mit dem neuen.

Warum sonst würde er so beharrlich Aufwand mit Stil, Protz mit Repräsentation, Krawattenzwang mit Würdigkeit verwechseln? Warum sonst hätte er laut darüber nachgedacht, ob er auf dem Oktoberfest (wie seine Vorgänger) selber anzapfen oder ob er sich nicht lieber (wie ehemals die Feudalherren)

die erste frische Maß vom Schenkkellner kredenzen lassen solle?

So aber unterlaufen ihm öffentlich Sätze wie diese: „Meine Stadträte arbeiten von Montag bis Freitag voll durch... Meine Bürger wünschen, daß ihnen meine Frau zur diamantenen Hochzeit gratuliert.“ Und zum Teufel mit denen, die „sein“ nicht sein mögen! Das müssen böse Menschen sein.

Einmal hat der OB Kiesl den Eindruck erweckt. Kritik (am Erwerb jener „Hofdame“ etwa) nicht nur als „böse, mißgünstig und unter der Gürtellinie“ begreifen, sondern auch ein bißchen selbstironisch quittieren zu können. Da hat er am Tegernsee mit der „Ottobrunner Musi“ zusammen Kiesl-Gstanzln als Variationen zum „Boarischen Hiasl“ gesungen; zum Beispiel: „Es soll mei Frau Edigna/a Hofdame jetzt kriagn./Na und? Sie muß doch schließlich/de Stadt repräsentiern./ Zu König Ludwigs Zeiten/da war des koa Problem./Und damals is doch München no Hinterpfuideifi gwen.../ Tradirallala, wenns aufgeht, san mir da!“ Bloß waren die Gstanzln gar nicht von ihm, sondern von einem Autorenkollektiv namens „Schwarzwurzel“.

Außerdem ist der Kiesl Erich ein Niederbayer; das kommt erschwerend hinzu. Wenn es überhaupt statthaft ist, Vergleiche zwischen Bayern und „Preißn“ anzustellen, dann verhalten sich die Münchner zu den Niederbayern ungefähr so wie die Hanseaten zu den Ostfriesen. Ein kracherter Niederbayer in zu weiten Spenderhosen jedenfalls darf den Münchnern nicht mit Hinterpfuideifi kommen, wenn er ernstgenommen

oder gar geliebt werden will. Er handelt sich höchstens Häme ein — die „schüchterne Frage des kleinen Steuerzahlers“ zum Beispiel, vorgebracht als Leserbrief: „Wie weit ist es noch nach Vorderpfu-deifi?“

Für den Erich Kiesel, 48, war es ziemlich weit. Eigentlich hat der Sohn eines Postbeamten im mittleren Dienst Ingenieur werden wollen, hat dann aber bei den Jesuiten Philosophie studiert, ist in den Orden eingetreten, hat die niederen Weihen empfangen, ist Novize geworden, dann Frater. Nach vier Jahren war auch das vorbei. „Ich bin aus dem Orden ausgetreten, wurde von den Gelübden befreit und war unglücklich.“ So ist er Jurist geworden und Volkswirt. Mit dreißig Jahren ist er in den bayrischen Staatsdienst gegangen, zunächst ins Finanzressort, und auch gleich in die CSU.

Von Gestalt, der äußeren wie der inneren, ist er so bayrisch „schö rund und hart und kloa“, daß clevere Münchner Chronisten ihn sogar schon als Wolpertinger enttarnt (und karikiert) haben — als eines jener urbayrischen Fabelwesen, die im weißblauen Wirkraum idealiter ganz unvermeidlich, realiter aber unauffindbar sind.

„I bin der Kiesel von der Au, da is der Himmi weiß und blau“, hat er früher gern deklamiert. Pfarrkirchen allewege. Auch Frau Edigna stammt daher, eine Jugendfreundin, benannt nach der seligen Edigna, die weiland in Puch bei Fürstenfeldbruck in einer hohlen Linde gehaust und Gutes getan haben soll.

Kritische Beobachter (auch weibliche) sagen, Frau Kiesel sei der „Dame“ viel näher als ihr Mann dem „Herrn“, obendrein eine Person, die Haus hält, aber nicht Hof, und in Krimis immer zuerst den Schluß liest. Die ehemalige Gymnasiallehrerin ist Mutter von Rupert, 18, Edigna, 16, Severin, 14, Korbinian, 13, und Benedikt, 10. Und der Hund der Familie ist natürlich ein Rauhaardackel, der „Wasti“ heißt.

Hinterfotzig jedenfalls wäre es, den OB Kiesel etwa an der Manier messen zu wollen, mit der er vor einem zumindest partiell amüsierten Stadtrat das Wort Feuilleton auszusprechen bemüht ist. Er muß das ja nicht, er ist ein Mann der Aktion. Den ersten Schweißausbruch hat er manchmal schon um halb acht Uhr morgens, und das nicht unbedingt nur beim Tennis. Übrigens spielt er außer Tennis auch Geige, Zither, Hackbrett und ein bißchen Trompete.

Obwohl er tagsüber mitnichten Haxn und Bier konsumiert, sondern eher Fachinger und Hüttenkäse, ist ihm die barocke Sinnenfreude seines Stammes nicht fremd — inklusive jenem bäurischen Charme, dessen Inhaber es für einen begehrten Gunstbeweis halten, wenn sie die Hand unter dem Tisch auf weibliche Schenkel legen oder die Zenzi im Vorübergehen in den Hintern kneifen.

Daß der Kiesel Karriere gemacht hat, in der CSU wie im Staatsdienst, ist kein Wunder, vielmehr eine Zeiterscheinung. Das gibt es eben nicht nur in Bonn: diese Treibsätze aus hemdsärmeligem Aktionismus, austauschbarer Effizienz, mangelndem politischem Inhalt und vordergründiger Liberalität, welche letztere sich gegen das jeweilige Establishment geriert, solange dies opportunistisch erscheint. Das gibt es auch in Bayern.

Als Staatssekretär im bayrischen Innenministerium war Kiesel von einer (an den frühen Genscher gemahnenden) Emsigkeit und Allgegenwart, die es ohne Hubschrauber gar nicht gäbe und die ihm den Spitznamen „Propeller-Erich“ eingetragen hat.

Kein Mann ohne Eigenschaften also. Nur daß die Gaben, die er hat (der



Karikiert Bayer Kiesel*
„Schö rund und hart und kloa“

knuffige Umgang mit personalen Beziehungen zum Beispiel oder der Hang zu „eleganten Lösungen“, die dann eben viel Geld kosten), wahrscheinlich überall besser zur Wirkung kämen als gerade in der entblößenden Transparenz des Oberbürgermeisteramtes.

Man muß dem gelernten Aufsteiger Kiesel zugute halten, daß er dieses Amt ja gar nicht haben, sondern lieber Innenminister werden wollte. Vor drei Jahren noch hat er einem Reporter der „Süddeutschen Zeitung“ klarsichtig anvertraut: „Meine Stärke liegt nicht in der Funktion eines aktiven Kommunalpolitikers.“ Und ein Jahr drauf hat er jene Landtagsabgeordneten der CSU, die ihm zur OB-Kandidatur rieten, eine „Verschwörerclique“ genannt, weil sie ihn angeblich gegen den populären Georg Kronawitter verlieren sehen wollten. Dann aber kandidierte Kronawitter gar nicht (sondern Max von Heckel an der Spitze einer selbstzerstö-

* Als Wolpertinger aus „Bayern braucht Wolpertinger“. Ehrenwirth-Verlag.

rerisch agierenden SPD). Und außerdem bestand Franz Josef Strauß auf Kiesel's Kandidatur, basta.

Nun regiert er also seit reichlich hundert Tagen im Rathaus, ist nicht mehr der „Propeller-Erich“, sondern „Herzog Erich der Reiche“, und kann auch sonst so recht nicht zu sich selber finden.

Seine Spontaneität hat Beulen bekommen, seine Dynamik ist zur Geste geworden, und sein angestammtes Mißtrauen geht gelegentlich mit ihm durch. Seit einiger Zeit verdächtigt er zehn Prozent der Stadtverwaltung (das wären dann immerhin viertausend Mann), nachts durch die Wälder zu laufen „auf der Suche nach Knüppeln, die sie mir zwischen die Beine werfen können“.

Franz Josef Strauß soll das ganz anders sehen. Er hat sich, verblüffend Vernehmen nach, verbal inzwischen auch schon stark gemacht. Nicht für Kiesel; den kann man in diesem Betracht beinahe vergessen. Denn der künftige Landesherr Strauß muß demnächst schließlich eine Landtagswahl gewinnen, und zwar mindestens so spektakulär wie sein Vorgänger Goppel



Niederbayer Kiesel
„Da is der Himmi weiß und blau“

— könnte er sich sonst noch unter den Nordlichtern der CDU sehen lassen?

Es gibt aber eine Umfrage, derzufolge die CSU in München bereits drei Monate nach der Eroberung des Rathauses fünf Prozent Wählerstimmen eingebüßt habe.

Ein Notruf aus München war auch schon zu vernehmen. „Franz Josef, sprich ein Machtwort“, so der Leserbriefschreiber Fritz König apropos Erich Kiesel, „das hast Du nicht verdient!“